

Erinnerungen an die Grippeepidemie im Aktivdienst 1918

Autor(en): **Wyss, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde**

Band (Jahr): **39 (1977)**

PDF erstellt am: **20.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-245971>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ERINNERUNGEN AN DIE GRIPPEEPIDEMIE IM AKTIVDIENST 1918

Von Emil Wyss

Noch zweifle ich, ob ich meine Erinnerungen an die Grippeepidemie im Sommer 1918 anlässlich meines einzigen Aktivdienstes, den ich im Ersten Weltkrieg zu leisten hatte, niederschreiben soll. Was hindert mich, es zu unterlassen? Was bewegt mich aber, es doch zu tun?

1916 hatte ich mich im letzten Seminarjahr in Langnau «zu stellen», wie man im Volksmund sagt, das heißt, auf einen militärischen Befehl hin an der Rekrutenausbildung teilzunehmen. Weshalb gerade ich ins Emmental aufgeboten wurde und nicht an einen Ort in der Stadt Bern, ich als einziger meiner Seminarklasse, war nicht ersichtlich. Als Wildfremder hatte ich mich auf dem Platze beim Sekundarschulhaus neben Bauernburschen einzureihen und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Scheu, wie ich war, wagte ich keinen anzureden, so sehr ich es im geheimen wünschte. Das waren fast alles körperlich robuste Gesellen, die ich eigentlich bewunderte, denn so hätte auch ich gern sein mögen. Allein die Natur und die zu besorgte mütterliche Erziehung haben mir dies versagt. Nach einer kurzen und flüchtigen sanitärischen Untersuchung – einen turnerischen Fähigkeitsbeweis hatte keiner zu leisten – und nach einem langen untätigen Umherstehen, wie's später im Militärdienst oft zur Regel wurde, durfte jeder seinen Einteilungswunsch dem Aushebungsoffizier angeben. Ich meldete mich sofort zur Sanität. Der Major oder Oberst, vor dem ich stand, blickte mich verwundert an und fragte mich, offenbar wohlwollend, warum ich nicht ein Infanterist werden möchte, da hätte ich doch als zukünftiger Lehrer die Möglichkeit zu aspirieren, also Offizier zu werden. Doch ich wich der Aufmunterung des Vorgesetzten aus und beharrte auf meinem Verlangen. Was mich bewog, dem Vaterland (dieses Wort hatte bei der damaligen Jugend noch keinen Beigeschmack) gegenüber meine Dienste so zu erfüllen, konnte ich nicht gestehen. In meinen Seminarerinnerungen habe ich es deutlich dargelegt, wie ich als hochaufgeschossener Junge meiner geringen Körperkräfte wegen bei den meisten turnerischen Geräteübungen schmäählich versagte, wie mein Nichtskönnen meine Mitschüler zum Lachen und Spötteln reizte, mir aber ein Minderwertigkeitsgefühl einimpfte, unter dem ich das ganze Leben durch litt, unter dem ich noch heute als alter Mann leide und das ich nie überwinden werde. Daß ich mich in geistiger Hinsicht meinen Kameraden gegenüber als ebenbürtig, in gewissen Fächern sogar als überlegen erwies: was hat mir das geholfen oder genützt? Primär fällt doch die rohe Manneskraft ins Auge, nicht die Geistigkeit. Eine Kraftnatur wirkt bei dürftiger Geistesstärke immer überzeugender als ein körperlicher Schwächling, der über einen hellen Verstand verfügt, und erst noch, wenn ihm dabei jeglicher körperliche Mut fehlt. Denn auch das Vorhandensein eines bedeutenden moralischen Mutes wird nie so gewürdigt wie eine zur Schau getragene Kraftmeierei. Als Neunzehn- und Zwanzigjähriger habe ich dies zwar nicht so klar wie jetzt eingesehen, doch es hat mein Handeln mehr oder weniger unbewußt geleitet. Nicht antimilitaristische Gründe haben mich mithin

in Langnau bestimmt, Sanitäter zu werden, sondern die Hoffnung, mein leibliches Ungenügen bei der Sanität weniger bloßstellen zu müssen, als bei einer andern Truppengattung. Zudem konnte ich mir nicht vorstellen, wie es mir möglich wäre, einen Menschen zu töten, ein Leben zu vernichten, das vielleicht eine größere Lebensberechtigung als das meine in sich trug. Nun, ich wurde Sanitätssoldat, blieb es während meiner ganzen Dienstzeit und wünschte auch nie, eine Gefreiten-schule zu bestehen, obwohl ich mehrmals zu einer solchen aufgeboten wurde, und habe es nie bereut.

Ich wurde im Auszug der Gebirgsinfanterie zugeteilt, der dritten Kompanie des Bataillons 35. Meine anfänglichen Zweifel, ob ich berechtigt sei, meine Erlebnisse während der Grippe 1918 niederzuschreiben, solange es noch möglich ist, oder ob es von mir nicht anmaßend sei, dies zu tun, werden dem aufmerksamen Leser allmählich begreiflich. Gemessen am furchtbaren Geschehen während des mörderischen Stellungskrieges an der Westfront, war sicher die Grippepidemie in der Schweiz unter allen Truppenverbänden, und so auch unter den Einheiten der Bataillone 34, 35 und 36 des sogenannten Gebirgsregimentes, nichts Erwähnenswertes; aber von unserem neutralen Standpunkt aus betrachtet, vor der Grenz-wacht, die unsere Schweizer Soldaten in treuer Hingabe zu leisten hatten, war die Grippe doch das Schlimmste, was die Mannschaft die vier Jahre der Grenzbesetzung durch überstehen mußte, denn Unzählige starben während dieser Epidemie, und von unsäglichem Leid wurden viele Familien heimgesucht. Auch für mich bedeutete diese Grippezeit weitaus das Ärgste, was ich im Militärdienst erlebte, und warum ich von der Krankheit verschont blieb, warum ich ihr nicht erlag, wie viele andere, ist mir noch heute ein Rätsel. Ich war doch nicht wertvoller als mancher, der starb, und warum verfügten gerade die körperlich Stärksten über die geringsten Widerstandskräfte und wurden von der Seuche besiegt? Fragen um Fragen, die niemand zu beantworten wagt.

Im Frühjahr 1918 – ich war bereits ein Jahr als Lehrer arbeitslos, das heißt ich konnte mich trotz vieler Bewerbungsschreiben keiner festen Anstellung rühmen – vertrat ich meinen Bruder Hermann für fünf Wochen an der Sekundarschule in Münchenbuchsee. Als ich 1917 patentiert wurde, zählte man im Kanton Bern über 250 stellenlose Lehrer. 1913 hatte ein Lehrermangel geherrscht, und deshalb konnten im Staatlichen Lehrerseminar Hofwil-Bern 50 Jünglinge ihre Ausbildungszeit zum Primarlehrer beginnen. Nach der Entfesselung des Weltkrieges kehrten viele ehemalige Lehrer, die im Ausland einen andern Beruf ergriffen hatten, in ihre Heimat zurück und betätigten sich wieder in ihrem ursprünglichen Beruf. Wir Jungen blieben die Leidtragenden. Nur wenige meiner Studienkameraden fanden eine definitive Stelle. Uns nicht Begünstigten wurden aber Stellvertretungen angetragen, denn viele seßhafte Lehrkräfte weilten wochenlang, anfänglich sogar während Monaten, im Aktivdienst. Die Stellvertretung an der Sekundarschule in Münchenbuchsee erwies sich für mich als eine Art Bewährungsprobe. Ich unterrichtete Mathematik, Physik und Gesang. Das neunte Schuljahr zählte zum Großteil Knaben, große, frühreife Jünglinge, die ihrer gebrochenen Stimmen wegen nach dem damaligen Brauch vom Chorgesang dispensiert wurden. Mir selber unerklärlich, fand ich zu diesen angehenden Männern, wenn ich so sagen darf, rasch den Zugang, vielleicht meiner Jugendlichkeit wegen. Ich unternahm am sonnigen Auffahrtstage mit ihnen eine Wanderung zu Fuß von Münchenbuchsee über die Halenbrücke,

durch den Bremgartenwald hinauf zum Ulmizberg, wo wir eine Suppe kochten, und nachmittags kehrten wir auf denselben Wegen hinter der Stadt durch wieder nach Hause zurück. Für die Knaben war diese Fußwanderung vermutlich etwas Neues, das sie begeisterte, und die sonst vor Tatenlust überschäumenden Buben gehorchten mir aufs Wort. Heute sind aus den damals wilden Jungen über siebzig Jahre alte Männer geworden, und noch jetzt laden sie mich zu ihren periodischen Klassenzusammenkünften ein, und ich weile gern unter ihnen.

Aber am 26. Mai 1918 mußte ich meine Stellvertretung aufgeben, denn ich hatte mit dem Bataillon 35 in Thun einzurücken. Ich begann meinen Aktivdienst zagen Herzens. Die meisten Soldaten der erwähnten Einheit stammten aus dem Kandertal und waren mir in ihrer Sprache, ihren Anschauungen und ihren Umgangsformen fremd, wohl Berner wie ich, aber ich fühlte mich als Oberaargauer, eigentlich als gebürtiger Seeländer, anders geartet. Wie konnte ich einen Zugang zu ihnen finden? Die erste Beziehung zu einem Oberländer gewann ich zu einem andern Sanitätssoldaten. Es war ein Mann aus Brienzwiler, ein Schnitzler. Bei ihm stieß ich auf das erste Verständnis. Eine mir verwandte Geistigkeit war ihm eigen. Was hatte ich ihm aber bei meiner dürftigen seminaristischen Ausbildung zu bieten? Gleichwohl, der kameradschaftliche gute Wille überbrückte beidseitige Verschiedenheiten, und die gleiche Pflicht, die wir zu erfüllen hatten, brachte uns von Woche zu Woche näher. Zudem war er älter als ich und seit Jahren beruflich tätig. Leider habe ich seinen Namen vergessen. Wenn ich aber an den Sanitätsgefreiten denke, den einfachen Bauersmann aus Kandergrund oder Kandersteg, einen beschränkten, geistig stumpfen Menschen, so berührt mich das Unbehagen noch jetzt, das ich ihm gegenüber stets empfand. Wohl verfügte er über eine gewisse Gutmütigkeit, verstand jedoch vom Samariterdienst herzlich wenig. Als Gefreiter, mithin als unser Vorgesetzter, hatte er sich aber Geltung zu verschaffen. Vollständigkeitshalber muß ich erwähnen, daß er während der Grippeepidemie bei der Krankenpflege rundweg versagte und nur noch zu administrativen Arbeiten gebraucht werden konnte.

Ich weiß nichts mehr von den ersten Tagen meines damaligen Dienstes. Wie wir von Thun nach Solothurn gelangten, ist mir gänzlich entschwunden. Unsere Kompanie übernahm dort die Stadtwache. Wir errichteten ein einfaches Krankenzimmer in einem alten Gebäude auf der Ostseite eines öffentlichen Platzes gegenüber der ehemaligen Kantonsschule, etwas unterhalb der St.-Ursen-Kirche. Es war Mai, viele Bäume blühten noch. Ich fühlte mich in diesem Haus wie gefangen, durfte nur hie und da einen Blick durchs Fenster auf die selig durch die Himmelsbläue segelnden Wolken erhaschen oder folgte dem Wellenspiel der Aare, die so lautlos vorbeifloß. Wenig ist mir aus diesen Tagen im Gedächtnis geblieben. Was hatten die Soldaten hier eigentlich zu bewachen? Ich fragte keinen. Nur eines habe ich noch vor Augen: Ein Leutnant vergnügte sich mehrmals, mit seinem Revolver Wasserratten, die in der Nähe des Flusses auftauchten, zu erschießen, gräßliche Tiere, die mich ekelten. Auf sie zu zielen wäre mir aber nicht möglich gewesen.

Meines Wissens blieben wir etwa zehn Tage in Solothurn, dann wurden wir von Waadtländern abgelöst. Als diese von unserm Krankenzimmer Besitz ergriffen, füllten sie es mit Kranken. Auf unsere Frage hin, welche Krankheit die Soldaten hätten, vernahmen wir zu wiederholten Malen den Satz: «C'est la grippe!» So hörte ich dieses Wort zum erstenmal, schenkte ihm aber keine Beachtung und konnte mir über Art und Verlauf der Krankheit kein Bild machen. Wir zogen ja

anderntags fort, so anfangs Juni, und wurden bis Pruntrut mit der Bahn befördert. Von da hatten wir mit Sack und Pack durch die Ajoie nach Boncourt zu ziehen, dem schweizerischen Grenzort vor Delle. Auf diesem Marsch sahen wir etwas Neues: Nicht in lockeren Viererkolonnen wandten wir uns dem Ziele zu, sondern die Männer hatten mit geschultertem Gewehr beidseitig dem Straßenrand entlang in Einerkolonnen zu marschieren. Diese Neuerung war von Divisionär Fritz Gertsch, einem Mann aus Lauterbrunnen, dem Kommandanten der dritten Division, der Berner Division, eingeführt worden. Auf seinen Befehl durften auch die Rockkragen geöffnet werden, Maßnahmen, die dem Soldaten Marscherleichterungen bedeuten sollten oder wirklich auch bedeuteten. Hier auf diesem Fußmarsch hörte ich den Namen des allmächtigen Befehlshabers zum erstenmal. Ich sollte in Boncourt mit seinen Eigenheiten und Anordnungen näher, ja zur Genüge, bekannt werden. Nach der Ankunft im Juradorf erfolgte der strikte Befehl, es dürfe kein Brunnenwasser getrunken werden, da es mit Krankheitsbazillen durchsetzt sei. Ich kehrte mich leichtfertig nicht immer an diese Vorschrift, denn unter der Hitze in der zweiten Junihälfte litten wir brennenden Durst. Allein mir verging das Verlangen nach diesem Wasser, nachdem ich gesehen hatte, wie einmal aus der Wasserleitung im Krankenzimmer ein Schwall Schlamm floß. Wie mir darob grauste! Und ich mied fortan den «Genuß» dieser Brühe.

Von der Einrichtung unseres Krankenzimmers in Boncourt habe ich nichts zu berichten. Wohl hatten wir anfänglich keine oder nur vereinzelt Kranke zu pflegen. Folglich hätten wir Sanitäter ein beschauliches Leben führen können, wenn wir nicht zum täglichen Drill nach neun oder zehn Uhr hätten antreten müssen. Gemäß dem Gertschschen Divisionsbefehl sollte der letzte Mann seiner Einheit allseitig durchgebildet sein, in der Achtungstellung kerzengerade hochaufgerichtet mit durchgedrückten Knien, förmlich wie in Erz gegossen, dastehen. Dann mußte jeder den Taktschritt üben und beim Anlegen der Wadenbinden nach seiner Anordnung zuerst von unten nach oben fahren, dann das Bein nach unten einwickeln und den Bündel über dem Schuh festschnüren. So hielten sie angeblich besser und ließen die Nässe weniger durch. Das Schrecklichste war gewiß der neue Gewehrgriff für die Mannschaft. Er bestand nicht mehr aus drei gleichen Takten: «Tagg, tagg, tagg!» sondern nach zwei rasch einander folgenden kam erst nach einem kurzen Intervall der dritte Takt, also: «Tagg, tagg . . . tagg!» Vielen Gesellen wollte dieser dritte Takt einfach nicht in Fleisch und Blut übergehen, das letzte «Tagg» war für sie schwer zu bemessen; entweder kam es zu früh oder zu spät und tönte wie ein zerhacktes Maschinengewehrfeuer. Wie quälte man die Männer dieser Gertschschen Absonderlichkeit wegen! Selten klappte es einheitlich, und durch stetes Wiederholen wurde es nicht viel besser. Auch die Anmeldung des Wehrmannes im Büro mußte geändert werden. In der Rekrutenschule wurde ich belehrt, nach dem Eintreten die Haxen zusammenzuschlagen und zu rufen: «Sanitätssoldat Wyss meldet sich an!» Und nun schärfte man uns ein zu sagen: «Ich melde mich an!» Was zur Folge hatte, daß der Büroangestellte gewöhnlich fragen mußte, wie der Eingetretene denn heiße. Gertsch hatte 1905 am Russisch-Japanischen Krieg als Beobachter teilgenommen und galt als vorzüglicher Stratege. Er verfocht die umfassende Einführung des Maschinengewehrs, um damit die Feuerkraft der schweizerischen Armee wesentlich zu erhöhen. Das war vom kriegstechnischen Standpunkt aus sicher richtig. Ich habe als begeisterter Knabe einem Divisions-

manöver im Fraubrunnenamt zugeschaut, das auf der Höhe von Iffwil begann und nach drei Tagen mit einem Defilee in Zollikofen endete. Gertsch hatte sich dabei als überlegener Heerführer bewährt.

Allein, was bezweckte der Mann 1918 angesichts der riesigen menschenmörderischen Materialschlachten in Frankreich mit seinem sturen Drill, der doch für den Einsatzwillen und die Opferbereitschaft des Einzelnen wenig oder nichts bedeutete, also zur Erhöhung des Mannesmutes im Ernstfall nichts beitrug? Um seinen Befehlen Nachdruck zu verschaffen, rügte der Divisionär bei Inspektionen, wenn etwas nicht klappte, nicht den zu wenig ausgebildeten Soldaten, sondern pflegte vor der Mannschaft die Führer bloßzustellen, was zur Folge hatte, daß der gemeine Mann nachher eher ärger kujoniert wurde. Die Vorgesetzten fürchteten den strengen Oberbefehlshaber sehr. Wie erlebte ich das in der dritten Kompanie des Gebirgsbataillons 35?

Diese Einheit wurde von einem Hauptmann geführt, der sich leutselig gab und es im Zivilleben sicher auch war. Ich hatte jeden Vormittag bei ihm zu erscheinen, um ihm den rechten Arm zu massieren; er litt wahrscheinlich an örtlicher Arthritis, ich taste aber hier ganz im ungewissen. Vielleicht waren es auch nur rheumatische Schmerzen, die ihn behinderten. Nur mit Mühe konnte er den rechten Arm zum Grüßen heben, und deshalb erwiderte er die Grüße der Mannschaft in der Regel mit der linken Hand. Mir gegenüber war der Kompanieführer immer freundlich und hatte an meiner Massage nie etwas auszusetzen. Damals wirkte auf dem Büro als Aushilfe ein Wachtmeister, ein Seminarkamerad meines Bruders Hermann. Nachdem ich eines Tages auf dem Kompaniebüro in irgendeiner Angelegenheit vorsprechen mußte, empfing mich der Hauptmann jovial; aber andertags warnte mich der Wachtmeister vor dem Kommandanten, ich solle vor ihm auf der Hut sein, denn kaum hätte ich das Zimmer verlassen, habe er dem Feldweibel, einem grimmigen Brienzer, befohlen, mich besonders auf den Hut zu nehmen, denn mein soldatisches Verhalten entspreche keineswegs den Vorschriften der Division. Das war Wasser auf die Mühle des allmächtigen Unteroffiziers, weil er mich haßte meines Berufes wegen. Das Schlimmste an unserem Kompanievater war, daß er die Führung seiner Einheit einem jungen sadistisch veranlagten Oberleutnant übergab, der mit aller Härte gegen uns vorging. Wie er mich während der Grippe behandelte, berichte ich am entsprechenden Ort.

Nun, wie gesagt, ich hatte sozusagen Tag für Tag auf dem Exerzierplatz anzutreten, unzählige Achtungstellungen vorzuweisen, den Taktschritt zu üben und den Gruß bis zum Überdruß. Es wäre gescheiter gewesen, mit uns Sanitätern Notverbände zu wiederholen, zu zeigen und zu üben, wie man Verwundete transportierte, alles Dinge, die im Ernstfall wichtig wurden. Nein, das unterließ man sorglos, ja in fahrlässiger Weise. Eines Tages tauchte der Bataillonskommandant auf dem Übungsplatz auf. Es war ein im Zivil geschätzter Leiter einer höheren bernischen Mittelschule. Er bemängelte meine Achtungstellung, hatte an ihr alles mögliche auszusetzen. Da waren die Schultern nicht gleich hoch, dann die Knie zuwenig stramm gespannt, und wenn die Haltung von vorn einigermaßen stimmte, dann stimmte sie von der Seite und erst recht von hinten gesehen durchaus nicht. Der Mann wurde immer aufgeregter, fast tanzte er um mich herum, er war halt auch ein Opfer der Gertschschen Eigenwilligkeit geworden. In der höchsten Erregung schnauzte er mich an, man sollte mich fotografieren, damit ich mein trauriges Bild ständig vor

mich halten könnte. Zuletzt fragte er mich barsch: «U übrigens, was sit dr vo Bruef?» – «Lehrer, Herr Major», erwiderte ich. Nun schwieg er und wandte sich von mir ab. Ich denke, er merkte plötzlich, daß er zu weit gegangen war.

Man mußte schon damals und muß heute ernstlich überlegen: War tatsächlich der Massendrill für unsere Landesverteidigung von elementarer Bedeutung, wären nicht Gefechtsübungen wesentlich wichtiger gewesen, hätten solche zu unserer Wehrbereitschaft nicht mehr beigetragen als das Üben des Grußes, des Gewehrgriffs, des Taktschritts? Ich frage abermals und kann mich von meinen Zweifeln nicht lösen, doch eben, ich bin nur Sanitätssoldat gewesen und habe unsere Armee nur von unten hinauf betrachtet. Warum mußte in der Berner Division für alles eine Sonderregelung getroffen werden? Warum mußte sich der Berner Soldat vom andern Schweizer Krieger unterscheiden? Hat die Berner Miliz des Drilles wegen der Grippewelle besser getrotzt als die übrige Schweizer Mannschaft? Ich glaube kaum.

Doch zurück zu den sanitarischen Einrichtungen und meinen Erlebnissen in Boncourt. Unserer Kompanie stand als Arzt ein Medizinstudent vor, ein Korporal. Seine Anordnungen zur Einrichtung des Krankenzimmers in diesem Juradorf, seine Bemühungen um die Erkrankten gingen von praktischen Erwägungen aus und zeugten von einem ernsthaften ärztlichen Verantwortungsgefühl. Wir schätzten ihn auch wegen seines kameradschaftlichen Geistes uns gegenüber sehr. Seine menschlichen Qualitäten waren bedeutend. Kein Wunder, daß er später als Augenarzt große Anerkennung fand. Ich vermute, er lebe leider nicht mehr.

Doch nicht nur für die kranken Soldaten hatte er Mitgefühl, sondern leistete auch der Zivilbevölkerung erste ärztliche Hilfe, denn meines Wissens fehlte in Boncourt ein Mediziner. So brachte uns eines Tages ein Bauer seinen Buben, dem eine Maschine einen Finger abgeschnitten hatte. Der Korporal legte dem heftig Weinenden einen Notverband an, bevor der Knabe ins Spital nach Pruntrut gebracht wurde.

Im Juni 1918 gewährte man mir einen Urlaub von drei Tagen, damit ich mich um eine offene Primarlehrerstelle bewerben konnte. Von Münchenbuchsee kehrte ich spät abends nach Jegenstorf zurück, schlüpfte aber sogleich ins Bett, denn mich fror es trotz der sommerlichen Hitze. Am folgenden Tag fieberte ich. Meine Mutter rief sofort den Arzt herbei, der eine Erkältung feststellte. Der rechte Lungenflügel schmerzte mich. Der Arzt sorgte für die nötige Bettruhe und telefonierte ins Büro der Kompanie nach Boncourt, daß ich ein bis zwei Tage länger daheim bleiben müsse. Dies gestattete man. Ich ahnte damals nicht, daß ich die Grippe hatte, allerdings nur eine leichte. Ich genas wider Erwarten rasch und fuhr dann wieder nach Boncourt. Allein, welche Zustände traf ich hier an! Auf Stroh lagen in einem andern, größeren Krankenzimmer als dem alten bereits mehr als zwanzig kranke Wehrmänner. Meinem Gedächtnis ist entfallen, daß wir vermutlich schon vor meiner Heimreise einige Grippepatienten zu pflegen hatten, doch keiner dachte an eine beginnende Epidemie, die jetzt mit Riesenschritten vorwärts drang. Ein Elend, diese vom Fieber geschüttelten Menschen zu sehen, für die keine Betten vorhanden waren und denen schwarzer Kaffee und Aspirin-tabletten eingegeben wurden! Die Küche versorgte sie mit keinem schweißtreibenden oder durststillenden Getränk. Tag für Tag führte man uns Neuerkrankte auf zweirädrigen Säumerwagen von den Grenzposten zu. Es war heiß, das Krankenlokal mit Fliegen überschwemmt. Die

Fiebernden lockten das Ungeziefer förmlich an. Endlich stellte man uns einige Betten zur Verfügung. Die Schwerkranken durften sie beziehen. Leider war der tüchtige Sanitätskorporal einer der ersten, die von der Seuche angesteckt wurden. Als ich aus dem Urlaub wieder erschien, fehlte er bereits; wohin man ihn geführt hat, vernahm ich nie. Wir hatten auch keine Zeit, über die Grippe nachzudenken, denn vom Morgen bis zum Abend mußten wir ständig tätig sein. Ein neuer Arzt erschien, ein Basler-Bepi, wie wir ihn taufte, ein blutjunger Sanitätsleutnant, der sich um die Soldaten so wenig als möglich kümmerte. Rasch wuchs die Zahl der Kranken auf siebzig an, was ungefähr der Hälfte der Kompanie entsprach. Morgens erschien der Arzt, verordnete Aspirintabletten, hatte in einer halben oder ganzen Stunde rasch seine Krankenvisite beendet und verschwand wieder, um über dem Dorf am Rande eines Buchenwaldes sich zu sonnen. Ein gewissenloser Mensch! Immer schlimmere Formen nahm die Grippe an. Apathisch lagen die Schwerkranken da. Ihr Fieber stieg oft auf über 40 Grad Celsius. Sie litten an doppelter Lungenentzündung. Es war, wie wenn die Krankheit sie innerlich verbrannte. Solche Fälle mußten ins Notspital nach Pruntrut eingeliefert werden. Hatte der Arzt den Krankenschein ausgestellt, mußten wir für die Abgabe des Korpsmaterials des Wehrmannes besorgt sein, was gewöhnlich mit Schwierigkeiten verbunden war; denn der arme Todkranke konnte in der Regel keine Angaben mehr machen. Das Büro drängte auf die Ablieferung aller Gegenstände, die der Mann von der Kompanie bezogen hatte. Auch die Eintragung im Dienstbüchlein mußte in Ordnung sein. Aber nun kam erst das Widerlichste: Der Soldat wurde in seine Militärkleider gesteckt und hatte auf das Erscheinen des kleinen Camions zu warten. Bald sprach es sich herum, daß der Armee für die Krankentransporte in der ganzen Ajoie nur ein Wagen zur Verfügung stand. Zweimal mußte ich als Sanitätssoldat Kranke begleiten. Der mit Segeltüchern verhüllte Lastwagen bot Platz für vier Mann; drei Bahren nahmen die Patienten auf, die vierte diente dem Begleiter. Wie hätte ich unterwegs einem Kranken überhaupt etwas helfen können? Zwei befanden sich über mir, und ich lag unten neben einem Wehrmann. Sich irgendwie zu erheben war unmöglich. Durch alle Ritzen des Verdecks zog es, doch gottlob, die holperige Fahrt dauerte nicht allzu lang, für die Patienten aber lang genug, und wie es sich dann erwies, zu lang! Die Schulräume der Kantonsschule in Pruntrut, in erster Linie die Turnhalle, waren für die Aufnahme der Angekommenen bestimmt. Hier reihten sich die Betten der vielen Grippekranken. Mit der Eisenbahn hatte ich wieder nach Boncourt zurückzukehren.

Einer der schrecklichsten Fälle ist mir noch lebhaft gegenwärtig. Der Infanterist von Grünigen – sein Vorname ist mir leider entfallen – litt an einem besonders heftigen Grippeanfall. Sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde; der Soldat reagierte sozusagen auf keinen Anruf mehr, bot das Bild eines hoffnungslosen Schwerkranken; die Fliegen belästigten ihn immer mehr, ein Anblick, ob dem einen schauderte: Sie krochen in seine Nasenlöcher; er achtete sich dessen nicht; sein Gesicht triefte ständig von Schweiß. Der Arzt ordnete seine Überführung ins Notspital Pruntrut an, das Auto wurde telefonisch bestellt, der Mann nach Vorschrift eingekleidet, und wir warteten und warteten auf den Transport. Wann erschien der Wagen? Ich übertreibe nicht: erst anderthalb Tage später, so sehr war er inzwischen überbeansprucht worden. Nach einer Stunde legten wir den Armen entkleidet wieder ins Bett. Doch wie wenig konnten wir ihm

in seinem Zustande noch helfen. Als das arg verspätete Auto endlich erschien und ihn zu den andern Wehrmännern ins Spital bringen wollte, war dieses überfüllt, und der unglückliche Kamerad wurde nach Solothurn in die Militärsanitätsanstalt, oder wie sie damals hieß, dirigiert. Doch er überlebte die Fahrt nicht, unterwegs starb er. Seine Eltern im Oberland waren fassungslos. Kein Mensch hatte ihnen ein Wort über den Zustand ihres Sohnes mitgeteilt. Ihre Klage gelangte ins Kompaniebüro. Was geschah jetzt? Mit schweren Vorwürfen überschüttete mich der Feldweibel, der erwähnte Brienzer, ich sei schuld, daß den Angehörigen keine Meldung erstattet wurde; wozu ich denn eigentlich Lehrer sei, nur ich sei dieses Fehlers wegen verantwortlich. Da wehrte ich mich aufs äußerste: Die Pflege der Kranken beanspruche mich vom Morgen bis zum Abend und lasse mir auch nachts keine Ruhe, ich weise deshalb die Anklage des bestimtesten zurück, nur vom Büro aus hätte ein Schritt den Eltern gegenüber getan werden sollen. Jetzt verstummte der Mann, und für diesen angeblichen Fehler bin ich nie zur Rechenschaft gezogen worden.

In Pruntrut starben die Soldaten wie die Fliegen dahin. Jeder Sarg wurde mit militärischen Ehrungen, das heißt mit gedämpftem Trommelklang zum Bahnhof geführt, bis die Zivilbevölkerung diesen Brauch nicht mehr ertrug und sich an zuständiger Stelle über ihn beschwerte. Auch für die Kranken muß es fürchterlich gewesen sein, dieses Trommeln sozusagen täglich zu hören. Immer noch überreichte man im Krankenzimmer den Patienten Aspirin-tabletten. Immer gingen sie aber aus, und wie umständlich war ihr Nachbezug! Nur aus der Sanitätskiste des Bataillons war dies möglich. Zu dem Zwecke mußte ein Sanitäter morgens mit dem Zuge über Pruntrut nach Bonfol fahren, und erst abends langte er mit den an Zahl dürftigen neuen Tabletten wieder in Boncourt an, denn es verkehrten fast keine Züge mehr. Wie wenig nützte aber diese ärztliche Hilfe!

Eines Nachmittags hatte ich dem Notruf der vierten Kompanie des Bataillons 36 in Montignez nach einem Sanitätssoldaten zu folgen. Dieser Einheit fehlte jegliche sanitärische Hilfe. Mit dem Tornister am Rücken marschierte ich abends nach diesem Ort. Ich stieg einen Hang empor, und dabei wurde mir die Schönheit der Landschaft bewußt. Über den sich in der Ferne verlierenden französischen Jurahöhen von sehnsüchtiger Weite ruhten mächtige Wolkenballen, die aber keine Gefahr bedeuteten. Was für ein friedliches Bild vor dem Trauerspiel, das sich hier unter den Soldaten abspielte! In Montignez angelangt, fand ich den Zustand erschreckend. Das Schulhaus war mit Kranken überfüllt. Im obern Stock lagen auf Stroh die von der Grippe leicht Befallenen. Wer unter ihnen noch die Kraft hatte, sich aufzurichten, schleppte sich zu dem von der Küche gelieferten Kessel mit Milchkaffee, um damit den Durst zu stillen. Den Parterresaal aber füllten vierzehn mehr oder weniger schwer Erkrankte, die ich zu betreuen hatte. Ich griff sofort zu, wo es am nötigsten war, und wirkte hier während drei Wochen, versuchte das Tunlichste zu leisten, bis ich nicht mehr schlafen konnte und sozusagen zusammenbrach. Um Mitternacht meines Ankunftsstages war noch ein Kandidat der Medizin, ein Wachtmeister, angekommen, der vor dem Staatsexamen stand. Unter seiner kundigen Leitung, seinem unermüdlichen Einsatz schienen meine Arbeitskräfte zu wachsen. Jeden Tag waren wir buchstäblich bis Mitternacht tätig, dann zogen wir noch zu Privatkranken und suchten auch hier etwas zu lindern, soweit es überhaupt möglich war. Wieder bei meinen Kranken im Krankenzimmer, entrollte ich

auf dem Saalboden eine Matratze und hoffte, auf ihr schlafen zu können. Allein schon nach wenigen Minuten schwitzte ich stark, so daß ich mein Hemd wechseln mußte. Das erfolgte beinahe Nacht für Nacht, und ich vermute, daß der viele Schweiß mich vor einem neuen Grippeanfall verschonte. Auch sonst schenkte mir die Nacht wenig Ruhe. Hier rief einer, er halte es nicht mehr aus, er sei bachnaß. Ich trocknete ihn, stülpte sein Reservehemd über ihn. Dort stöhnte einer nach einem Trank, und ich reichte ihm Lindenblütentee, denn endlich stand solcher für die Wehrmänner bereit. Ein dritter mußte seinen Darm entleeren. Anfänglich fehlte ein Nachtstuhl, doch schon in der ersten Woche konnte ich einen aufreiben. Auch eine Urinflasche durften die Soldaten bald benützen. Daß ich so viel arbeiten mußte, empfand ich als eine Selbstverständlichkeit. Ich fühlte, wie die Kranken meinen Einsatz achteten, keiner widersetzte sich mir, sie hörten auf mein Wort und meinen Rat. Denn jeder hatte begriffen, daß die Grippe gräßlich sei, daß jeder sich fragen mußte, ob er sie überstehen werde, daß kein Alkoholgenuß einen Menschen vor der Ansteckung bewahre, noch ihn während der Krankheit heile. Unvergeßlich für mich, wie ich eines Morgens feststellen mußte, daß ein Patient seine dünne Matratze durchgeschwitzt hatte. Da wurde mir klar, daß er die Nase in seinem Bett nicht mehr aushielt, und unvergeßlich bleibt mir jener Mann, dessen Fieberkurve bis 41 Grad Celsius stieg und dem Brustwickel, um seine Temperatur zu dämpfen, nichts mehr halfen. Weil er so schwitzte, holte ich mein zweites Reservehemd aus meinem Tornister und zog es ihm an. Auch hier dasselbe Bild wie in Boncourt: der arme Kranke sprach auf nichts mehr an und wurde ins Notspital geführt. Später hörte ich, daß auch er ein Opfer der Grippe geworden sei. Mein Hemd habe ich nicht mehr zurückerhalten, mich aber auch nicht weiter darum bemüht.

Nach dem Mittagessen mußte ich in der einigermaßen stillen Zeit im Dorfe umherziehen und bei den Bauern Leintücher, Überzüge für Kissen und Deckbetten «betteln», und siehe, sie gaben alles bereitwillig. Einzig beim Pfarrer erlebte ich etwas Unerwartetes. Als ich im Pfarrhaus anklopfte und bei der Haushälterin des Priesters meinen Wunsch anbrachte, verschwand sie wortlos hinter der Türspalte, und nach einiger Zeit erschien der Pfarrer selber und bemerkte abweisend: «Non, c'est pour des boches!» Fast mit dem gleichen Atemzug darf ich aber des Geistlichen im Nachbardorfe Boncourt gedenken, der für die kranken Berner Soldaten alles tat und ihnen half, was er vermochte. Die freundeidgenössische Brüderlichkeit dieses Mannes ist nicht hoch genug einzuschätzen.

Der zuletzt erwähnte Schwerkranke mit doppelter Lungenentzündung war der letzte, der ins Notspital geschickt wurde. Warum? Vermutlich hatte sich in ärztlichen Kreisen die Erkenntnis durchgesetzt, daß für jeden so Erkrankten ein Transport lebensgefährlich und mithin zu unterlassen sei. In Montignez pflegte ich auch einen Säumer aus Seftigen, einen einfachen sympathischen Menschen. Ich darf ohne Überheblichkeit sagen, ich setzte mich für ihn ein, wie wenn er mein Sohn gewesen wäre. Er genas. Am Tage unserer Entlassung Ende Juli oder Anfang August traf er mich in Thun. Während des abendlichen Ausgangs wollte er mit mir durchaus eine Flasche Wein trinken. Ich verneinte. Denn zu dieser Zeit genoß ich sozusagen keinen Alkohol, und wie hätte ich ihn ertragen? Er bedauerte diese Weigerung, ich im Grunde auch, aber ich blieb bei meiner Absage. Seither ist mir der Mann nie mehr begegnet. Lebt er überhaupt noch?

In Montignez erschöpften sich zusehends meine Kräfte. Die anhaltende Schlaflosigkeit lähmte mich. Der Arzt begriff dies. Er verordnete eine Ruhe von drei Tagen für mich. Schlaftabletten einzunehmen, weigerte ich mich aber.

Inzwischen hatte man in der ganzen Schweiz eingesehen, wie gefährlich die Grippe verlief. Zivilpersonen, zum Teil Krankenschwestern, meldeten sich freiwillig zur Krankenpflege, und ich wurde in Montignez durch eine solche ersetzt.

Nach meinem «Erholungsurlaub» marschierte ich mit meinen Militärutensilien wieder Boncourt zu. Hier regierte die Epidemie noch arg genug. Die Firma Burrus hatte in meiner Abwesenheit einen großen Saal für die Kranken zur Benützung angeboten und sonst den Kranken Wohltaten erwiesen. Der Militärarzt, der nach dem Verschwinden des unfähigen Leutnants aus Basel nun hier wirkte, war sehr verständig und zudem tüchtig. Auch hatte sich ein Korporal der Infanterie zur Krankenpflege freiwillig gestellt. Nach meiner Ankunft bei der alten Kompanie erzählte er mir das Wichtigste, das sich seit meiner Abwesenheit zugetragen hatte. Das Unerklärlichste war, daß eines Nachts 30 Hotelbetten aus dem Oberland mit der Bahn über Pruntrut in Boncourt eintrafen. Soldaten der Kompanie führten sie sogleich ins Krankenzimmer, und bis spät in die Nacht hinein wurden die Gestelle noch aufgerichtet, die Betten bezugsbereit gemacht, und die Männer mit hohem Fieber durften sie beziehen. Anderntags kam der Befehl, die Betten hätten kurzerhand zurückgesandt zu werden, denn sie seien am falschen Ort angelangt. Doch da habe er, der Korporal, sich geweigert, die Fiebernden wieder ins Stroh zu weisen. Fünfzehn hätten es dann freiwillig wiederum bezogen, und die 15 wieder leeren Betten seien zur Bahnstation gebracht und verladen worden. Nach einem telefonischen Hin und Her konnte man die restlichen 15 behalten. Wer dieses Schildbürgerstücklein verursacht hatte, blieb ungewiß und wurde nicht ermittelt. Es zeigte aber zur Genüge, daß man auch an höherer Stelle der Größe der Seuche nicht gewachsen war.

Nun, in Boncourt setzte ich mich erneut mit allen meinen Kräften ein. Zwei Krankheitsfälle greife ich noch heraus. Im Krankenzimmer traf ich einen blutjungen Hirten, Jahrgang 1898, namens Amacher aus Oberried am Brienersee, schwer grippekrank. Seine Fieberkurve sank zwar bald, doch verlief die Krankheit insofern sonderbar, als der Mann in seinen Äußerungen und Handlungen geistig wirre Züge zeigte. Man überwies ihn mir zur speziellen Überwachung. Mit dem langsamen Abflauen der Grippe bezogen wir abermals ein anderes Lokal, ein kleineres neben dem Pfarrhaus. Amacher phantasierte, oft nachts, war ganz vom militärischen Drill durchdrungen, lebte nur noch in ihm. Er gab sich selber Befehle, richtete sich steif im Bette auf, stieg auf sein Kommando aus ihm, nahm Achtungstellung an, fuhr im Takt in die Hosenbeine, und im Taktschritt wandte er sich zum Abort. In gleicher Weise erschien er wieder und legte sich ins Bett; dann hämmerte er mit seinen Fäusten wie wild seinen Brustkasten, ein beängstigender Anblick! War das ein typischer Fall von Kopfgrippe? Hatte das Grippegift seine Gehirnzellen beschädigt? Oder löste die Krankheit eine in ihm schlummernde, keimende Geistesstörung aus? Ich beobachtete ihn auf das genaueste, saß an seiner Seite, suchte ihn mit sanften Worten zu beruhigen, was gelegentlich gelang. Bei aller äußeren Beherrschtheit vermochte ich die innere Spannung kaum zu bändigen; packte mich die Furcht, er könnte mich eines Tages angreifen? Sein Zustand hatte viel Unheimliches. Darf ich das Folgende erwähnen? Ich wage es, denn es gehört zu diesem

Krankheitsbild. Eines Abends, so ungefähr um neun Uhr, wünschte Amacher unbedingt den Hauptmann zu sprechen. Nachdem er sein Verlangen wiederholt hatte, eilte ich ins Pfarrhaus, in dem die Offiziere zum Abendsitz eingeladen waren. Der Hauptmann versprach mir, bald zu kommen, und wirklich erschien er nach kurzer Zeit, begleitet vom Ortspfarrer und dem Offizierskorps. Der Kommandant grüßte den Kranken freundlich, und dieser fragte mehrmals: «Herr Houpme, darf i Euch öppis säge?» Von diesem dazu ermuntert, sprach Amacher endlich fest, ohne daß er sich seiner Worte noch klar bewußt war: «Herr Houpme, Dir sit es Chalb!» Betreten wünschte der Vorgesetzte ihm gute Ruhe, und die Herren verließen den Raum.

Die Krankheit des Hirten verschlimmerte sich sichtlich. Da beschloß der Arzt, ihn nach Solothurn in die MSA zu überweisen. Meine Aufgabe bestand jetzt darin, dies dem Kranken so schonend als möglich beizubringen. Er erzählte mir von seinem Daheim; er hirtete im Sommer auf der Alp. Aber wie sollte ich ihm jetzt die ärztliche Verfügung verständlich machen? Ich stand vor einem Gewissenskonflikt. So ohne weiteres ihm die nackte Wahrheit zu sagen, wagte ich nicht. Der Mann schien mir in seiner Verwirrung zu allem fähig zu sein. Er wünschte sehr, heimkehren zu können. Endlich schien ich einen Weg gefunden zu haben. Ich erklärte ihm, daß er vorerst zur gründlichen Untersuchung nach Solothurn in die dortige Militärsanitätsanstalt gebracht werde. Der Tag seiner Abreise sei bestimmt, und ich würde ihn begleiten. Erst nachher werde er nach Hause entlassen. Er nahm diese Worte von mir gläubig entgegen. Der vereinbarte Morgen brach an. Ich trug dem Mann den Sack, doch das Gewehr wollte er nicht aus der Hand geben. Im Stechschritt ging er zur Bahnstation. Wie der Zug nahte, kommandierte er sich eine Achtungstellung und schulterte das Gewehr, kunstgerecht. Dann stiegen wir ein, bezogen einen Wagen für uns allein, der uns direkt nach Solothurn brachte. Wieviel erzählte er mir unterwegs von daheim, vom Leben mit den Tieren auf der Alp, die wiederzusehen ihm die größte Freude bereite. Die Fahrt dauerte lange, da der Zug auf jeder Station anhielt. In Solothurn suchte ich sofort die MSA auf, sie war, wenn ich mich recht erinnere, in der Nähe des Konzertsaales untergebracht. Als ich den Kameraden einem Sanitätskorporal übergab, unterrichtete ich ihn in aller Kürze über den Zustand des Kranken und bat ihn dringend, mit ihm menschlich freundlich umzugehen. Der Abschied von dem Armen wurde mir schwer. Eine düstere Ahnung gab mir leider recht. Ich sollte ihn nie wiedersehen. Im Herbst, anläßlich unseres Streikdienstes, hörte ich, daß er im Laufe des Spätsommers gestorben sei, zu Hause. Hoffentlich hat ein gütiges Geschick ihn im Frieden in seiner geliebten Bergwelt hinscheiden lassen. Kein anderes Schicksal eines von der Grippe dahingerafften Soldaten hat mich so bewegt wie das jenes einfachen Hirten. Daß der junge Mann so jäh dem Leben entsagen mußte!

Und jetzt der letzte Fall, der unserer Einheit in Boncourt noch harrte. Zwar nahm die Grippe ab. Nur den Soldaten Maurer packte sie noch mit aller Wucht. Eine schwere doppelte Lungenentzündung hatte er durchzufechten. Natürlich, jetzt verpflanzte man ihn nicht mehr nach Pruntrut. Tagsüber stand er unter der Obhut einer Krankenschwester. Für die Nachtwache aber wählte der Arzt mich. Ich habe sie gern übernommen, obschon es lange Nächte gab, namentlich so zwischen zwölf und drei Uhr morgens wollten die Minuten nicht verstreichen, und ich hatte oft mit dem Schlaf zu kämpfen. Was half mir nun, mich wach zu halten?

Nach den vielen Gaben, die uns jetzt reichlich von Privaten für die Kranken zuflossen, verfügte das Krankenzimmer über Weine, Kognak, Eier, Milch und über andere Stärkungsmittel. Die Schwester mahnte mich, nach Mitternacht etwas zu essen oder zu trinken, weil dies nötig sei, um bei Kräften zu bleiben. Sie lehrte mich einen Eierkognak zuzubereiten. So gönnte ich mir, auf ihren Zuspruch hin, gelegentlich diesen «Göttertrank»: In ein hohes Kaffeeglas schlug ich ein Ei auf, schüttete etwas Grieszucker darüber, setzte ein Löffelchen Kognak hinzu und übergieß alles mit heißer Milch. Umgerührt mundete das Ganze angenehm erfrischend und weckte meine erschlafften Lebensgeister wieder. Eigentlich machte mir der Patient wenig Mühe, wenn er ruhig schlummern konnte, gleichwohl durfte ich nicht schlafen. Der Hauptmann gebot, daß ich nach jeder durchwachten Nacht, mit einer Woldecke versehen, die Mannschaft auf den Schießplatz zu begleiten habe, wo ich während des Vormittags und während der wieder aufgenommenen Schießübungen ausruhen und schlafen solle. Ich versuchte es, jedoch der Schlaf stellte sich nur vorübergehend ein. Man bedenke, bei dieser Knallerei! Einmal, als ich etwas schlummerte, stupfte mich jemand ans Schienbein, herrschte mich an: «Ufsgschtange, fule Sanitätler, näht do das überzählige Gwehr u aträte zum Gwehrgriff!» Dieser Befehlston war mir nur zu gut bekannt. Der sadistische Oberleutnant stand vor mir. Während ich mich erhob, überlegte ich, ob ich mich weigern sollte; genügte es nicht, ihm zu erklären, daß ich auf die Anordnung des Hauptmanns nach der Nachtwache hier zu liegen hätte? Ich tat das letztere, umsonst; der Unverständige zwang mich zum Gewehrgriff, zum Gertschschen Gewehrgriff!, den ich aber miserabel ausführte! Der zweite Feldweibel der Kompanie – ein überaus gütiger Mensch, nur hatte er in der Einheit leider nichts zu sagen – riet mir, gegen den Oberleutnant einen Rapport zu schreiben. Ich unterließ es. Aus Feigheit? Andere mögen darüber urteilen, ich nicht. Der verhaßte Oberleutnant begegnete mir später hie und da in der Stadt Bern. Er schaute mich stets durchdringend an; ich wich aber seinem Blick nicht aus, erwiderte ihn ebenso frech. Aber ihn grüßen? Nein, das ließ ich sein. Er lebt heute nicht mehr. Bleibe er daher namenlos!

Ich hole noch zwei Episoden aus meiner Grippezeit nach: Einmal besuchte der Bataillonskommandant das Krankenzimmer. Ich schlug meine Absätze vorschriftsgemäß zusammen und ergänzte meine Worte mit dem Satz: «Es isch d'Abteilig vo de Schwärchrankne!» Da winkte mich der Mann in den Gang hinaus und herrschte mich an, sofern ich noch einmal rufe, hier im Saal befänden sich Schwerkranke, so diktiere er mir nach dem Aktivdienst zehn Tage scharfen Arrest! Als ob nicht jeder hier drinnen gefühlt und gewußt hätte, wie es mit ihm stand. Der Herr lebt heute nicht mehr, sein Körper ist längst wieder zu Staub geworden. Gönnen wir ihm die selige Ruhe!

Eines Tages betrat auch der gefürchtete Gertsch, der Divisionär, das Krankenzimmer. Wie ich mich anmelden wollte, winkte er sogleich ab, schritt auf mich zu und gab mir zum Gruße die Hand, dann wandte er sich von Bett zu Bett, sprach mit jedem Patienten und suchte jeden in seiner Hoffnung auf Besserung zuversichtlich zu machen.

Unser Aktivdienst ging zu Ende. Wieder in Thun, marschierten wir zur Kaserne, und die Bevölkerung schaute unserer Heimkehr stumm zu. Wie mancher fehlte in den Reihen, der im Mai munter mit uns ausgezogen war! Auf den Gräbern der

Toten blühten wohl Blumen, allein die Lücken, die der Tod erbarmungslos in die Reihen ihrer Angehörigen gerissen hatte, die blieben bestehen.

Habe ich während der Grippe meine elementare Menschenpflicht erfüllt? Habe ich mein möglichstes getan? Was ich geleistet, war für mich selbstverständlich. Zu rühmen gibt es da nichts. Doch eine gewisse innere Genugtuung über das, was ich gearbeitet hatte, verhalf mir zu etwas größerem Selbstvertrauen. Einiges zur Linderung der Grippe hatte ich doch manchem Wehrmann gegenüber beigetragen. Auf Dank wartete ich nicht. Es hat mich nicht angefochten, daß ich nach Jahren nie zu einer Gedenktagung der Dienstkameraden der ehemaligen dritten Kompanie des Gebirgsinfanteriebataillons 35 eingeladen wurde. Warum weiß ich nicht.